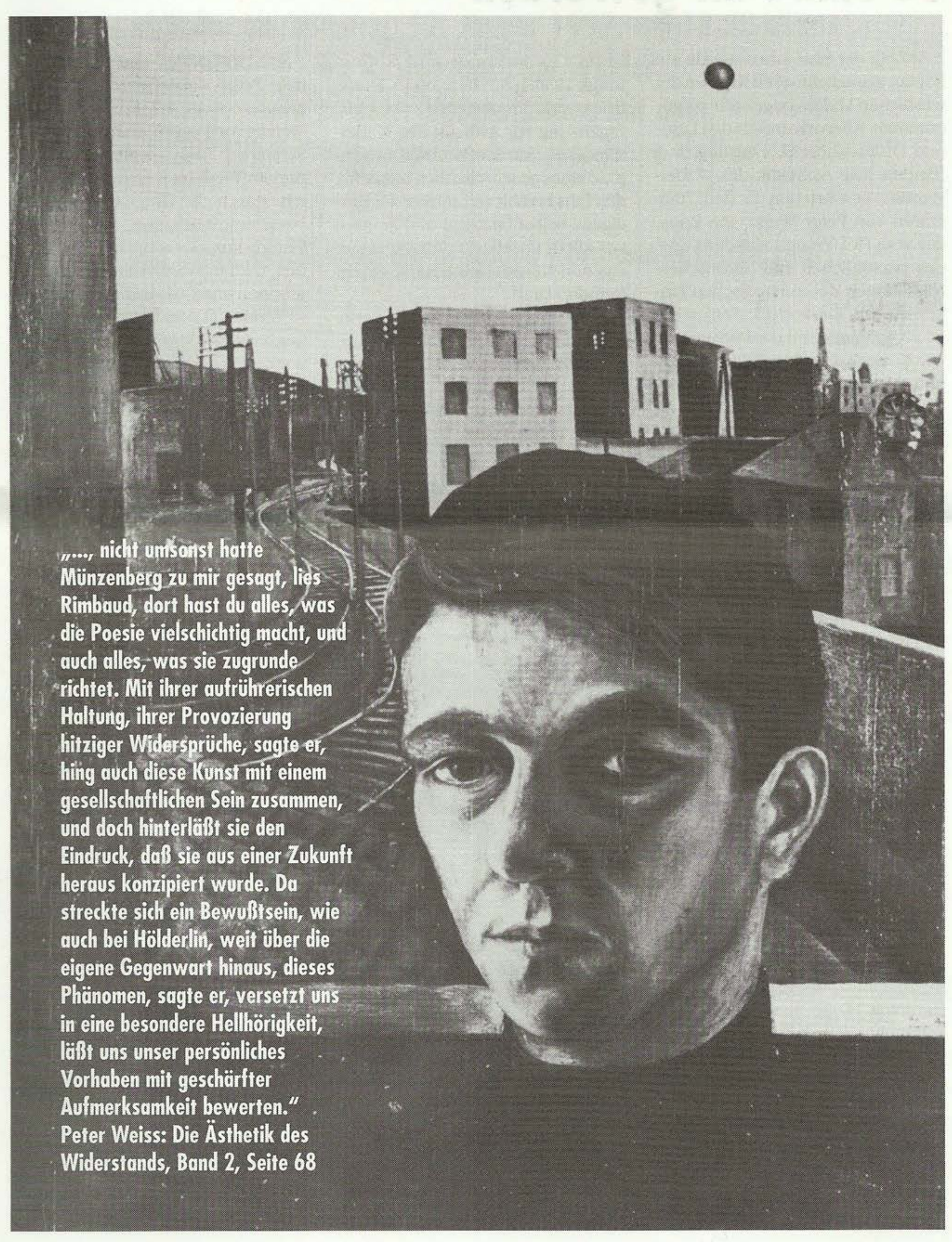
Nr. 28 Dezember 1996

STUDIENBIBLIOTHEK INFO

Bulletin der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung



Peter Weiss: Malerei-Zeichnungen-Collagen. Henschelverlag, Kunst und Gesellschaft, Berlin 1984, Seite 80.

Wir erinnern

Peter Weiss wäre am 8. November 80 Jahre alt geworden

Anfang der 80er Jahre wurde ein Roman in intellektuellen Kreisen der westlichen Linken begeistert aufgenommen. Allerorts entstanden Lese- und Diskussionszirkel zu den drei Bänden „Die Ästhektik des Widerstands", geschrieben in den 70er Jahren von Peter Weiss. Ein Epos, das vom Hoffen und Handeln, von den persönlichen und historischen Niederlagen der europäischen Linken erzählt. Ein Roman, dessen Titel programmatisch die Verbindung von Kunst/Kultur und Politik enthält und der von den Ursachen für die Fehler und dem Scheitern der Versuche, eine andere bessere Welt zu bauen, erzählerisch berichtet. Und noch etwas macht dieses Werk so wichtig. Es hat die „Wende" von 1989/90 vorausgesehen und damit das zweimalige Scheitern. Die Rezeption in der Linken unter diesem Gesichtspunkt steht heute meines Wissens noch aus.

Peter Weiss hat die Debatte über seinen Roman nicht mehr erlebt. Mit 66 Jahren ist er 1982 in Schweden gestorben.

Geboren wurde er 1916 in Nowawes bei Berlin. Seine Herkunft war bürgerlich, sein Vater war Jude. Nach 1933 verließ er mit seinen Eltern über Prag (er war tschechischer Staatsbürger) Deutschland und lebte ab 1939 in Schweden.

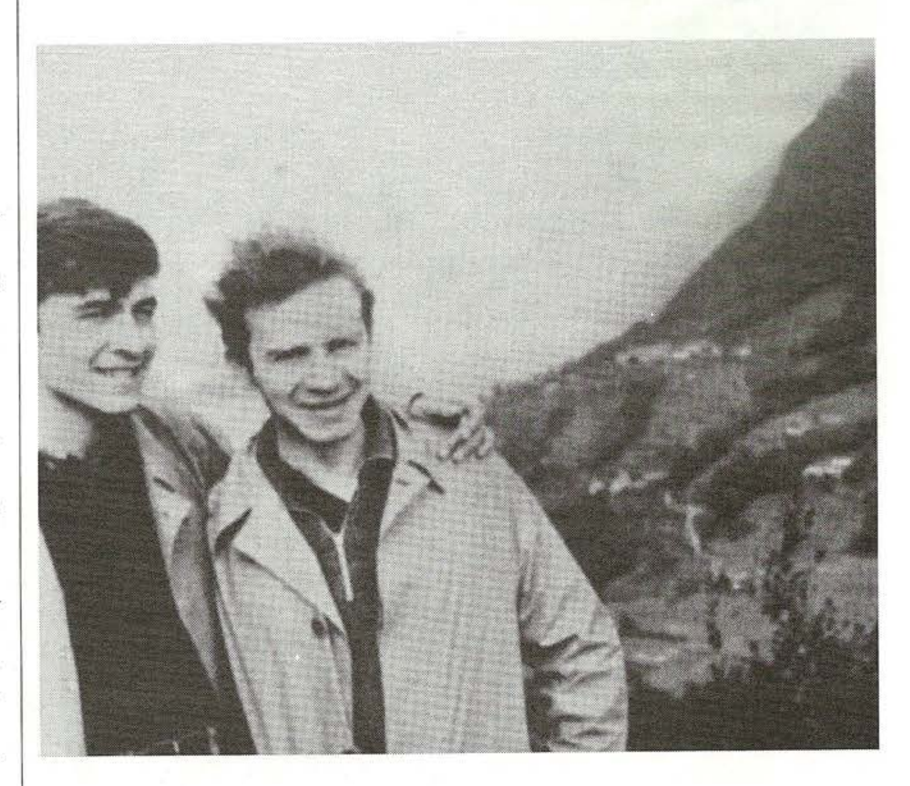
Ein Jahr zuvor, im Sommer 1938, trafen sich drei junge deutsch-jüdische Emigranten in Zürich, von wo sie zu einer „Morgenlandfahrt" zu Hermann Hesse nach Montagnola aufbrachen. Diese Reise ist der Beginn einer lebenslangen Freundschaft und eines Briefwechsels zwischen Peter Weiss, Robert Jungk und Hermann Levin Goldschmidt. Auffindbar waren nur noch die Briefe von Peter Weiss, die der Leipziger Reclam-Verlag 1992 in dem Band: „Peter Weiss: Briefe an Hermann Levin Goldschmidt und Robert Jungk 1938-1980" herausgab. Diese Briefe sind im Gegensatz oder als Ergänzung zur Ästhetik des Widerstands, die von der (Wunsch)Biographie eines gesellschaftlich handelnden Ichs erzählt viel stärker auf das eigene Selbst bezogen und kreisen vor allem um die Probleme seiner eigenen Künstlerexistenz in einem fremden Land.

Peter Weiss' frühe Prosawerke „Abschied von den Eltern" und „Fluchtpunkt", seine „Notizbücher" der Jahre ab 1960, seine Theaterstücke „Marat/Sade" und „Ermittlungen", seine Filme und Bilder und eben „Die Ästhetik des Widerstands" sind Dokumente leidvoller Erfahrungen und wesentliche Kunstzeugnisse unseres Jahrhunderts.

Seit 1989 gibt es eine „Internationale Peter-Weiss-Gesellschaft", die die Rezeption des künstlerischen Werkes von Peter Weiss fördern will. Sie soll der Zusammenarbeit aller an seinem Werk Interessierten dienen, z.B. durch die Unterstützung von Forschungsvorhaben, Editionsprojekten, künstlerische Interpretationen, Bildungsveranstaltungen, Lesegruppen und Diskussionen. Auf diese Weise soll zum Projekt einer „Ästhetik des Widerstands" beigetragen werden.

Weitere Informationen sind in der Studienbibliothek erhältlich.

Brigitte Walz-Richter

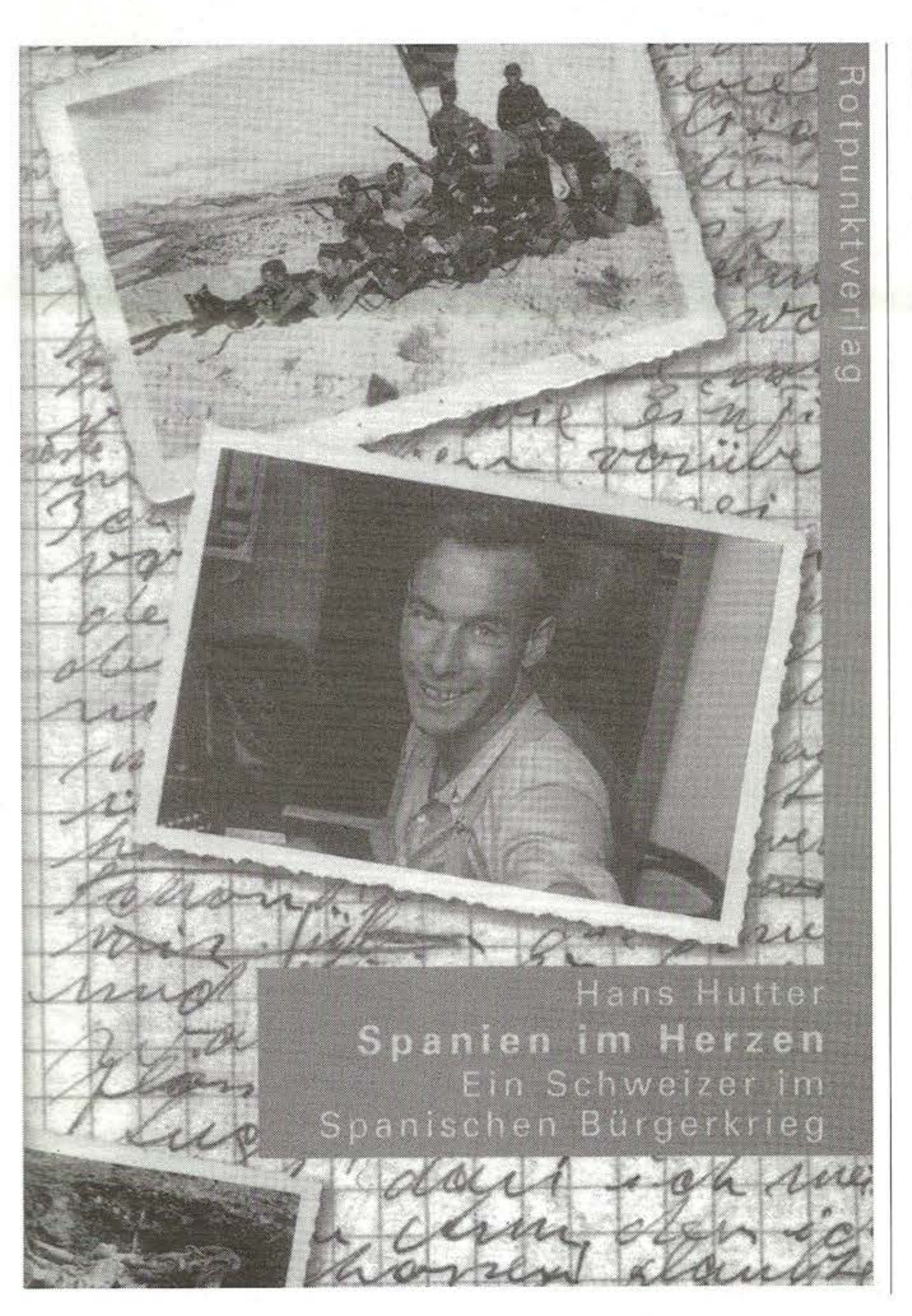


Mit Robert Jungk oberhalb Montagnola

Spanien im Herzen

Die Genossenschaft zum Widder und die Buchhandlung Atropa laden am Sonntag, 12. Januar 1997, um 18.30 Uhr im Restaurant zum Widder ein zu einer Veranstaltung mit dem Winterthurer Spanienkämpfer Hans Hutter

mit einer Einführung durch André Hermann (ETH-Dozent)



**Hans Hutter wird von seinen Erlebnissen im Spanischen Bürgerkrieg erzählen und auch Fragen beantworten.
Zudem wird er sein kürzlich erschienenes Buch "Spanien im Herzen" (ein Erlebnisbericht über die Zeit im Spanischen Bürgerkrieg) signieren. Die Atropa wird einen Büchertisch aufstellen.**

Eintritt sfr. 5.--

**Der Eintritt kommt auf Wunsch des Referenten vollumfänglich der Studienbibliothek zu Geschichte der Arbeiterbewegung, Zürich (Stiftung von Amalie und Theo Pinkus) zugute, welche 1994 eine umfassende Ausstellung im Stadthaus Zürich über den Spanischen Bürgerkrieg veranstaltet hat.
Wir freuen uns auf eine zahlreiche Teilnahme an diesem Abend.**

Genossenschaft zum Widder

Buchhandlung Atropa



Fried: Der Freud nimmt an, daß verschiedene Dinge weltweit gültig sind, z.B. auch die Latenzperiode beim Kind. Und dann kam zuerst der Malinowski durch seine Studien bei den Melanesiern darauf, daß eine sexuelle Latenzperiode dort nur bei den Kindern bestand, die in Missionsstationen aufgewachsen sind, und nicht bei den anderen. Die anderen waren sexuell frei, das heißt nicht, daß es nicht doch Heuchelei gab. Zum Beispiel galten Albinofrauen als abstoßend, häßlich. Auf der Insel dort waren zwei Albinofrauen. Alle Männer haben beim bloßen Gedanken, ihnen nahezukommen, nur gelacht. Trotzdem hatte die eine vier und die andere fünf Kinder, und das war ein Beweis, daß die Theorie der Missionare, Beischlaf ist nötig, damit ein Kind entsteht, ein Quatsch ist. Die armen Missionare mit ihrem Quatsch, das fand ich sehr lustig. Und heute wissen wir also durch die Ethnopsychoanalyse, vor allem durch die Studien vom Paul Parin . . . ein großartiger Kerl - ich weiß nicht, ob du Sachen von ihm kennst?

Müller: Ich kenn ihn selbst auch.

Fried: Den zu lesen ist also wirklich der Mühe wert. Er hat einen Preis in Zürich gekriegt vor nicht allzu langer Zeit, einen Kulturpreis. Und da hat er eine Rede gehalten, kennst du die?

Müller: Die kenne ich nicht.

Fried: Er hat gesagt: »Ich hätte den Preis doch vor sechs Jahren kriegen sollen. Und da war ich nicht tragbar. Ich möchte wissen, was sich geändert hat. Ich bin älter geworden, ich bin jetzt 70. Aber habe ich mich geändert? Hat sich Zürich geändert? Ja, die Banken sind noch reicher geworden, es gibt noch mehr Beton und Polizisten. Hat sich die Haltung zum autonomen Jugendzentrum und zur Jugendbewegung geändert? Nein, aber damit sie sich ändert, stifte ich meinen Preis der WONS.« Die WONS ist das Schweizer Gegenstück zur TAZ. Die »Zürcher Zeitung« hat dann geschrieben, es gab unangenehmere Lebensläufe . . .

aus: Erich Fried - Heiner Müller . Ein Gespräch geführt am 16.10.1987 in Frankfurt/Main. Mit sechzehn Fotos von Cornelius Groenewold. Alexander Verlag Berlin 1989.

Förderverein der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung
Vortrag am 13.November 1996

Zur Erinnerung anlässlich des 75sten Geburtstags von E.F.

Meine Freundschaft mit Erich Fried

Paul Parin

Ich danke der Stiftung „Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung", dass sie sich bemüht, das Andenken an Erich Fried wachzuhalten, damit seine Dichtung, sein unbeugsamer kritischer Geist und seine Zivilcourage weiterwirken - wenn die Verhältnisse es gestatten. Dass die Verhältnisse die Kritik eines Erich Fried nötig hätten, bitter nötig, darüber gibt es keinen Zweifel.

Erich Fried hat mich zu seinem älteren Bruder ernannt. Wie es dazu gekommen ist, will ich erzählen und einige Erinnerungen an die kurzen Jahre unserer Freundschaft 1984 bis zu seinem Tod 1988 hinzufügen.

Im Jahr 1984 war ich zu einem Podiumsgespräch nach Wien eingeladen. Bei der gleichen Tagung „Literatur im März" hörte ich zum ersten Mal den von mir geliebten und bewunderten Dichter persönlich. Noch mehr als die Kunst seines Vortrags beeindruckte mich das anschliessende Gespräch. Es dauerte gut zwei Stunden und war nicht eine der üblichen Fragestunden, sondern eine packende und tiefschürfende politische Diskussion. Ich glaube, dass ich nie einen kompetenteren Politiker gehört habe als Erich Fried. Freilich war auch das Publikum gut, alte Austromarxisten, junge und ältere Gewerkschafter, beschlagen und interessiert an Problemen in der ganzen Welt,nicht nur in Oesterreich. Nachher hörte ich zufällig wie ein höherer Offizier ihn zu einer Lesung und Diskussion an die Militärakademie in Wiener Neustadt einlud. Eine bundesdeutsche Offiziersschule hätte damals Erich Fried nicht eingeladen; eine schweizerische Offiziersvereinigung hätte ihn hinausgeworfen, wenn er sich in ihre Ideologieschmiede verirrt hätte. Ich dachte, die Epoche Bruno Kreisky hat Oesterreich sehr gut getan, und sprach Erich Fried an. Er wollte länger mit mir reden. Wir trafen uns im Café Museum. Noch zwei oder drei mal sassen wir im Lauf der Jahre in einem Wiener Café zusammen. Einmal besuchte er uns in Zürich. Er kam gestützt auf zwei Stöcke kaum über die zwölf Stufen zu unserer Parterrewohnung hinauf. Im Juni 1987 lud er mich ein, an den Römerberg-Gesprächen in Frankfurt teilzunehmen. Erst wollte ich nicht. „Da könnten wir uns doch einmal sehen", sagte er am Telephon. Das hiess „vielleicht zum letzten Mal"; so krank war er. Ich ging nach Frankfurt und war wiederum fasziniert von seiner Redekunst. Wir konnten jedoch kaum miteinander sprechen, weil Erich von seinen Zuhörerinnen und Zuhörern umlagert war.

Das sind zu wenige Begegnungen, um eine intensive Freundschaft zu begründen. Die wickelte sich in wenigen Briefen und ungezählten Telephongesprächen ab. Fast immer war er es, der aus London anrief, weil er meist auf Reisen war, wenn ich es versuchte. Ich musste ihn bitten, spät abends oder nachts zu telephonieren, denn ich behandelte damals noch Patienten und konnte den Arbeitstag nicht für ein bis zwei Stunden unterbrechen. Weniger als eine Stunde sprachen wir nie.

Zu Beginn hatte er erklärt, ich sei sein älterer Bruder, nicht „gleichsam", „irgendwie" oder „wie ein Bruder", sondern schlechthin „sein Bruder". Seine Intuition machte mich betroffen. Bald jedoch war ich erleichtert, weil er herausfinden wollte, worauf die spontane Sympathie zurückzuführen sei. Ein Dichter, der seinen Gefühlen auf den Grund geht. Den Fachmann für das Unbewusste hatte er am Draht.

Um für den Gebrauch seiner Biographen eine Ordnung hereinzubringen, will ich erst das privatpersonliche und dann das öffentlich-geistige darlegen, so weit wir eben gekommen sind. Dass beides zusammengehört, zwei Seiten einer Medaille, darüber waren wir uns einig.

In jedem Gespräch wollte ich natürlich zuerst hören, wie es mit seinen Krankheiten stehe. Das ergab eine kurze ärztliche Konsultation. Der Arzt ist für den Patienten immer der ältere. Ausserdem war ich fünf Jahre früher zur Welt gekommen als er.

Wenn zwei Menschen in der Kindheit und Adoleszenz ähnlich einschneidende Erfahrungen gemacht haben, ist es ihnen leicht, sich in den anderen einzufühlen. Man spricht von unbewusster wechselseitiger Identifikation. Gerade dies hat seine Zuneigung zu mir gestiftet. Nach Sigmund Freud ist Identifikation eine Vorstufe jeder Liebe. So kam ich in den Genuss von Erichs brüderlicher Liebe und Freundschaft.

Beide stammten wir aus assimilierten jüdischen Familien im Oesterreich der Zwischenkriegszeit. Er litt schon als kleiner Knabe an einer Bewegungsstörung der Beine

und konnte nicht mit den ander en Kindern mithalten. W ie auch in den Erzählungen „Mitunter sogar Lachen" zu lesen ist, hat ihn die Behinderung dazu gebracht, Geschichten zu er finden und seine Redekunst zu entwickeln, um Spielgefährten zu fesseln und um sich zu schar en. Ich bin mit einer Missbildung der Hüftgelenke zur Welt gekommen und habe zeitlebens gehinkt. Immer hin konnte ich mein Gebr echen sportlich kompensieren, war also körper - lich besser dran als er . Sprache und Reden waren auch für mich wichtiger als für gesunde Kinder , und haben mir währ end eines ganz anderen Berufslebens so viel bedeutet, dass ich mich im Alter dem Schr eiben zuwenden konnte.

Für Erich Fried war die Grundlage zur Entwicklung seines dichterischen Genius und seiner sprachlichen Virtuosität gelegt. Geistig war er vom Kindheitsmuster her besser ausgestattet als ich.

Den Einbruch der Nazis hatten wir beide als Gymnasiasten erlebt, Erich 1937 mit 16 Jahr en in einem W iener humanistischen Gymnasium, ich mit 18 im Grazer Lichtenfels-Realgymnasium. Beide verteidigten wir uns und versuchten die Hitleranbeter blosszustellen. Wieder war ich im Vorteil, nicht nur weil ich älter war als er, als Schulkollegen damit anfingen, auch weil ich wusste, dass ich als Ausländer fort konnte, wenn es zu schlimm werden sollte. Er diskutierte klüger, ich bösartiger, obwohl oder gerade weil die militanten Nazibuben in Graz dem spiritus loci entsprechend brutaler war en als in Wien.

Die tragischen Ereignisse, die Erich 1938 betr offen haben, sind nicht mit meinem viel milder en Schicksal zu ver gleichen.

In einer durch mehrere Telephongespräche fortgesetzten Diskussion stimmte er mir zu, dass sich Aehnlichkeit und Unterschiede der Erfahrungen später in unser er beider antifaschistischem und sozialistischem Engagement abzeichnen. Ich konnte als Chirurg an einem revolutionren Befreiungskampf teilnehmen, als Forscher gesellschaftliche Prozesse in der Psychoanalyse, bei Afrikanern und bei uns einsichtig machen, mich da und dort politisch einmischen. Sein Engagement hat eine eur opaweite Bewegung getragen und sein W ort rettet den aufgeklärten Geist in unser e, der Technik und dem Markt verschwor ene aufklärungsfeindliche Zeit hinüber.

Der Inhalt unser er Gespräche war in Erich Frieds Biographie vor gezeichnet. Die Psychoanalyse gehör - te zur intellektuellen Ausstattung seiner Jugendzeit. Später in London war auch für Erich die bür gerliche Wissenschaft des Pr ofessor Freud mit dem Marxismus unver einbar. Das galt für die Doktrin der Sowjets und beinahe für die gesamte eur opäische Intelligentia. Eines T ages, so erzählte er mir, las er unser e Afrikabücher. Da entdeckte er, wie neu, was Otto Fenichel, Siegfried Ber nfeld und der junge Erich Fr omm längst festgestellt hatten, dass beide, Marxismus und Psychoanalyse dialektisch-materialistisch argumentieren. Die Gesetzmässigkeiten wirtschaftlicher und sozialer Konflikte und die seelischer Konflikte sind im Prinzip die gleichen. Politische und psychologische Analyse er gänzen einander; ja, sie sind aufeinander angewiesen. Als Erich das Buch „Die gesellschaftliche Produktion von Unbewusstheit" von Mario Erdheim gelesen hatte, kannte seine Begeisterung über diesen W eg, dem Menschen als gesellschaftlichem W esen besser und ganz ger echt zu wer den, keine Grenzen. Damals hat er geschrieben: „Das gesellschaftliche Sein bestimmt nicht nur das Bewusstsein allein, auch was im Unbewussten passiert wird oft gesellschaftlich produziert".

An einen Höhepunkt unser er Auseinandersetzungen kann ich nur mit Lächeln und Rührung über den Ungestüm des jünger en Bruders denken. Ein T elephonanruf aus London. Es sei so weit. Es sei ihm ein per - sönliches Gespräch mit Michail Gorbatschow zugesagt. Ich müsse, ausgestattet mit unser en Schriften, mit ihm nach Moskau fahr en, um Gorbi zu sagen, wie er seine Politik in wissenschaftlich erweiterter Kenntnis des subjektiven Faktors, also des Menschen, richtiger gestalten müsse. Nur so wür de Perestroika zu einer wahr haft menschlichen, besseren Gesellschaft führ en.

„Theoretisch hast du r echt, da bin ich ganz deiner Meinung", sagte ich, „doch Gorbi hat gegenwärtig dringenderes zu tun. W ir sind nicht so weit mit unser en Einsichten. Für die grosse Politik kommen wir noch lange nicht in Betracht". Ich konnte ihn kaum von dem Plan abbringen. Er wurde ganz traurig, gab aber schliesslich meinem Ar gument recht, dass es besser wär e, wenn sich die Psychoanalyse organisch über Fidel Castro in die Sowjetpolitik infiltrieren würde. In Kuba fand damals der zweite Lateinamerikanische Kongress für Psychologie und Psychiatrie statt, in den die Fr eudsche Psychoanalyse zum ersten Mal in einem realsozialistischen Land Einlass gefunden hatte. Dass das geschehen müsse, davon hatte die Psychoanalytikerin und Aerztin Marie Langer aus Wien, die als Emigrantin lange in Buenos Air es gelebt hatte und dann vor den ar gentinischen Generalen weiter nach Mexiko emigriert war, Fidel Castr o in persönlichen Gesprächen; überzeugt.

Mit Erich war es nicht schwer , Psychoanalyse und Marxismus zusammenzubringen. Darüber haben wir auch in den wenigen Briefen diskutiert, die wir einander geschrieben haben. Diese Briefe habe ich dem Archiv der Erich Fried Gesellschaft für Sprache und Literatur in W ien überlassen, ohne Kopien anzufertigen. Nur einen Briefwechsel im März 1987 habe ich als Erinnerungsstück behalten. Daraus will ich zitier en. Offenbar hatte ich in meinem Brief das Pamphlet von Karl Jaspers gegen die Psychoanalyse erwähnt.

Am l. März 1987 schrieb mir E.F . u.a.: „Ich wollte noch erwähnen, dass ich mich auch über Deine Kritik an Jaspers sehr gefr eut habe. Ich habe ihn vor vielen Jahr en angegriffen, schweren Herzens, weil er doch, wie C.G.Jung sagen würde, geradezu der Ar chetyp des anständigen Menschen ist, aber er war mir einfach zu dumm: Er hatte einen

imaginären Dialog mit einem Marxisten und einen imaginären Dialog mit einem Psychoanalytiker veröffentlicht. Aus beiden Dialogen ging natürlich Jaspers als Sieger hervor, aber die Argumente des Analytikers waren nicht als die eines Psychoanalytikers, die des Marxisten nicht als marxistisch zu erkennen. Es war läppisch. In beiden Fällen war er eben doch an eine Grenze gekommen, an der sein Bürgerfrieden mit der Welt sich bedroht gefühlt haben muss.(....) Im Augenblick bereite ich eine Reise vor und bin traurig, weil gestern meine erste Frau gestorben ist. Sie war 12 Jahre älter als ich, hatte später wieder geheiratet und hatte eine unfaire Menge Unglück in ihrem Leben. Ich habe sie vor gestern noch gesehen, aber sie war bewusstlos.“

In meiner Antwort am 15.3.87 schreibe ich:

„Warum sich dieser Brief dennoch verspätet hat. Dies erklärt sich aus der - und unserer - Natur von Blaumaulmeerkatzen. Als wir vor vielen Jahren Tabù, eine wunderschöne Diana-Meerkatze (Cercopithecu Diana) nach Zürich mitbrachten, wo er 3 Jahre lang mit uns lebte, suchten und fanden wir für ihn und seine nun zu gründende Familie im Zoo „der zahmen Tiere“ von Osnabrück ein Haus. Dort starb er 24 Jahre später als glücklicher Patriarch. Wir besuchten ihn oft. Im gleichen Zoo hauste eine Grossfamilie von Blaumaulmeerkatzen. Diese Affen hassen Pferde. An ihrem Aussengehege führte nun ein Kiesweg vorbei, auf dem alltäglich die Kinderchen von Osnabrück auf süssen scheckigen Ponys vorbeitrabten. Die Blaumauligen regten sich furchtbar auf, schimpften und drohten. Bald war der Zug der Ponys hinter den Büschen verschwunden. Wir Menschen würden meinen, jetzt hätten diese Affen wieder Ruhe. Keineswegs. Sie kletterten bis in die Gipfel ihrer Kletterbäume, hielten sich an den obersten Maschen des Netzes, das den Käfig überdeckte, um noch einen Blick auf die verhassten Ponys zu erhaschen, und drohten und tobten weiter.

So sind wir Affen. Die grausame Asylpolitik des schweizerischen Bundesrates, die seit Jahrzehnten dieselbe ist, die ich täglich sehe, die unter den Verbrechen der Staatsräson nicht das grösste, wenn auch ein besonders abscheuliches ist, hat mich derart aufgeregt, dass ich für



Foto: Olivia Heussler. Paul Parin und Goldy Parin Matthéy

ein sogenanntes Banquet Républicain eine wütende Ansprache schreiben musste. - Es ist klar ? Daher meine Briefverspätung."

Bald nach diesem Briefwechsel hat uns E.F. das Manuskript eines Vortrags geschickt, den er am 30.April 1987 an der SPÖ-Maiveranstaltung in Salzburg gehalten hat: Die Arbeiterbewegung als kulturelle Kraft. Aus seiner überzeugenden Argumentation greife ich Sätze heraus, die ein Licht auf unsere heutige Veranstaltung werfen. Zum einen können wir lesen, warum es E.F. besonders richtig erschienen wäre, dass gerade die „Studienbibliothek" an ihn erinnert, zum anderen dass er einen (ehemaligen) Psychoanalytiker für besonders geeignet hielte, eine sozialistische Kulturkritik zu entwickeln.

Ich zitiere:
„Ich bin überzeugt, dass sich ohne eine politisch und ideologisch lebendige Sozialdemokratie (...) keine sozialistische Politik machen lässt, und ich bin immer noch überzeugt, dass die Arbeiterbewegung, wenn sie eine ist, immer noch die Möglichkeit hat, wieder eine entscheidende kulturelle Kraft zu sein.

Oesterreichs Arbeiterbewegung hat zwischen den beiden Weltkriegen die grösste, umfassendste Arbeiterkulturbewegung innerhalb der kapitalistischen Welt geschaffen. Das Kulturwerk der österreichischen Sozialdemokratie umfasste nicht nur die grossartigen Arbeiterbüchereien, das Arbeiterbildungswerk, einschliesslich Kunststelle, Kino und Theater, Gesangvereine, Photographievereine, Kindergärten, sinnvolle Freizeitgestaltung, die Glöckelsche Schulreform, Erwachsenenbildung, Möglichkeiten für Vergnügungs-und Bildungsreisen, sondern auch neue Formen gemeinschaftlichen Lebens in neu geschaffenen grossen Gemeindebauten, mit gemeinsamer Wäscherei, mit eigenen Leseräumen, Büchereien, Kinderhorten, Bädern usw.. Sozialisten aus aller Welt kamen und bewunderten diese Leistungen. Es entstand, unterstützt durch gewerkschaftliche und politische Erfolge, eine neue Lebensform, die von der Wiege und Kinderkrippe bis zur Feuerbestattung reichte. Arbeiterkultur sollte so von der Ansteckung durch das Bürgertum abgesondert werden.

Basis dieser Arbeiterkultur war natürlich der Klassenkampf der Arbeiterbewegung, deren Selbstbewusstsein sich durch die Erfolge dieses Kampfes gesteigert hatte, und das nun seinerseits durch die kulturellen Errungenschaften gehoben wurde. Aber zumindest ein gewisses Mass von Klassenbewusstsein war Voraussetzung für die ersten Solidarisierungsprozesse, mit denen Klassenkampf und Arbeiterbewegung begonnen haben. Das sollten wir ebensowenig vergessen, wie die Tatsache, dass die gültige Formulierung der Kampferfahrungen und der daraus sich ergebenden Sozialismusstrategie, ebenso wie die Lebendigerhaltung der sozialistischen Zielvorstellungen die wichtigste Kulturaufgabe der Arbeiterbewegung ist. Die andere Frage, ob es eine proletarische Kultur, Kunst oder Literatur geben kann, da ja das Proletariat seine Produktionsweise nicht, wie der Frühkapitalismus im Schoss der ihm vorausgehenden Gesellschaft entfalten kann, wurde durch eine grandiose Vorwegnahme der Zukunft einstweilen beantwortet: Ja es kann eine Arbeiterkultur geben, eine proletarische, eine sozialistische. Und wenn sie kleinbürgerliche Elemente hat, (...) so gilt das doch nicht - oder nur selten - als reaktionäres Kleinbürgertum, und überhaupt wäre Verachtung des Kleinbürgertums in Bausch und Bogen ein Verstoss gegen die kritische Solidarität mit anderen Opfern des Kapitalismus gewesen. (Uebrigens hatte auch die Kulturbewegung der Sowjetunion, schon vor dem Stalinismus, zwangsläufig auch kleinbürgerliche Züge, denn das war die Schicht, mit der die Arbeiterklasse am ehesten in Kontakt kam.) „

Fried spricht von der „untrennbaren Verbindung zwischen (...) Arbeiterbewegung und Arbeiterkultur" und zitiert: „Wissen ist Macht, und das Buch unsere stärkste Waffe".

E.F. diskutiert, wie die Wissenschaft vom Menschen im Dienste des Kapitalismus vereinnahmt, manipuliert und dem sozialistischen Denken unmerklich entfremdet worden ist. Und er fügt hinzu:
„Es ist notwendig, „den Managementwissenschaften des Kapitalismus, also der Psychological Warfare, dem Behaviorismus vor Skinner bis zu Eysenck, eine emanzipatorische Psychologiewissenschaft und -Kunst entgegenzusetzen, wie sie schon in der gewiss bürgerlichen aber in ihren Ansätzen gesellschaftskritischen Psychoanalyse, vor allem aber in ihren linken Weiterentwicklungen, wie bei Paul Parin und Mario Erdheim, zu finden sind. Es ist eine Schande für die Arbeiterbewegung, dass sie zum grössten Teil von diesen Wissenschaftlern und den uns durch sie gebotenen Erkenntnismöglichkeiten überhaupt noch keine Notiz genommen hat.

Ich habe nicht vergessen, dass E.F. unser Dichter ist, ein fröhlicher Dichter zumeist. Darum will ich zu Ende meiner Ausführungen nicht mit feierlichem Ernst sprechen. Dazu hat mich kein geringerer als Hans Mayer ermächtigt, der bei ihm „einen geheimen Unernst gegenüber allem, was mit Literatur zu tun hatte" festgestellt hat.

Im Jahr 1958 dichtet er in der Form des alten Rondeau

Was der Baum zum Fisch gesagt hat
wirst du erst erfahren
wenn der Fisch den Krebs gefragt hat
was der Biber angenagt hat
der vor so vielen Jahren
als der Reiher sich beklagt hat
dass der Krebs zum Fisch gesagt hat:
„Räuber und Barbaren ‛„ alle Frösche fortgejagt hat
(was noch keiner sonst gewagt hat)
weil sie stets in Scharen
quakten dass ihm nicht behagt hat
was der Baum zum Fisch gesagt hat

Förderverein der Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Zürich

Hugo Loetscher:

Politische Realität in der Literatur
Hugo Loetscher liest aus seinen Werken und kommentiert sie



Foto: Yvonne Böhler
Hugo Loetscher und Laure Wyss auf der MV des Schweiz. Schriftstellerverbandes, Zürich 1996

Mittwoch, 22. Januar 1997, 20 Uhr
Restaurant Cooperativo, Strassburgstr. 5, 8004 Zürich

Theo Pinkus - eine Plauderei über sein Leben

Bericht über eine Veranstaltung in Berlin mit Hans Stern

27. Oktober 1996 - ein trüber Herbstsonntag in Berlin-Mitte. In dem herrschaftlichen Mietshaus am Monbijouplatz mit seiner verwitterten Stuckfassade und dem halbverfallenen Treppenhaus ist seit ein paar Jahren der Jüdische Kulturverein zu Hause. Der Verein, ein Zusammenschluss von Juden und nichtjüdischen Freunden, versteht sich als Repräsentant linken jüdischen Kulturlebens in Berlin und rekrutiert sich weitgehend aus gesellschaftlichen Zusammenhängen der ehemaligen DDR-Elite. Monatlich gibt er das Nachrichtenblatt „Jüdische Korrespondenz" heraus. Der Verein pflegt jüdische und kommunistische Traditionen, organisiert Veranstaltungen gegen Rassismus und Rechtsradikalismus und bietet Opfern des Faschismus Hilfe und Beratung an. Ausserdem vermittelt er jüdischen Auswanderern aus Russland und der Ukraine ein Kultur- und Sprachprogramm in russischer und deutscher Sprache und bietet ihnen gezielte Integrationshilfe.

Mit einigen Monaten Verzug erinnert man sich hier mit einer Veranstaltung des 5. Todestages des Zürcher Buchhändlers und Antiquars Theo Pinkus. Das Publikum setzt sich aus Vereinsmitgliedern und vor allem ehemaligen Ostberliner Freunden und Bekannten von Theo zusammen. „Sein Antiquariat war Treffpunkt grosser Geister wie John Heartfield, Frans Masereel, Jürgen Kuczynski, Bertolt Brecht und kleiner Leute", heisst es in der Einladung. Bei wem sie die Erwartung eines literarischen Salongesprächs erweckte, der wurde trotz der Hochstapelei der grossen Namen nicht enttäuscht.

Der dekadente Charme des Veranstaltungsortes trug viel zum Gelingen der Veranstaltung bei. Die grossen hohen Räume, die den Blick auf Park und Museumsinsel freigaben, beschworen die urbane Atmosphäre Berliner Salons der Jahrhundertwende. Durch die Baumkronen der Parkbäume fiel der Blick auf die erhöhte Trasse der S-Bahn, auf der sich in rhythmischen Abständen die Lichterbänder der erleuchteten Stadtbahn begegneten. Sie glitten vorbei an der patinagrünen Kuppel des Berliner Doms und den korinthischen Säulen des Alten Museums. Das alte Herz Berlins schlägt noch im gewohnten Takt, ohne die Nervosität und Hektik, die sich heute überall in der Stadt breit macht. Kein Baukran ist zu sehen, kein Baulärm zu hören, keine polierten Granitfassaden, keine Chrom- und Spiegeleingänge künden hier vom Aufschwung der neuen Zeit. Dieses Panorama einer klassischen Urbanität bildete einen angenehmen Hhintergrund für Plaudereien über Bücher und Bücherfreunde.

Initiator und Hauptreferent der Veranstaltung war Hans Stern. „Sternchen" hatte ihn Theo immer genannt. Die beiden hatten sich in Leipzig kennengelernt und waren sich später auch in Berlin begegnet. Was sie zusammenführte, war ihre Liebe und Leidenschaft fürs Buch. Hans Stern arbeitete in Leipzig zuerst in der Deutschen Bücherei, dann in der Staatsbibliothek in Berlin. In der Deutschen Bücherei leitete er die Erwerbsabteilung und war u.a. für die Auslandsbeschaffung zuständig. Aus diesem beruflichen Zusammenhang heraus kam er mit der Schweizer Pinkus-Buchhandlung in Berührung. Die Zürcher Froschaugasse - noch heute kennt er die genaue Adresse auswendig - wurde ihm zunächst durch die roten Antiquariatskataloge zu einem Begriff. Als er dann Theo Pinkus persönlich bei dessen regelmässigen Messebesuchen in Leipzig kennenlernte, nahm der Mythos menschliche Gestalt an, um aber sofort wieder zu einer Legende zu werden. Aus der Fülle von Anekdoten und hübschen Geschichten, die sich in der DDR um Theos Person rankten, wusste Hans Stern so anschaulich zu berichten, dass ich zeitweilig das Gefühl von Theos physischer Präsenz im Raum hatte.

Zum Beispiel diese: In einem Caféhaus in Leipzig (Theo natürlich mit einem Glas Tee!) entwerfen die beiden Bibliomanen die „vier Maximen der Bibliomagie":

1. Die Verbindung von Menschen mit Menschen
2. Die Verbindung von Büchern mit Büchern
3. Die Vermittlung von Menschen mit Büchern
4. Die Vermittlung von Büchern mit Menschen

Hans Stern beschrieb Theos Wirken in Zusammenhängen des DDR-Milieus, die uns aus Westberliner Sicht kaum bekannt waren. Unmittelbar nach dem Krieg, so habe ihm Theo erzählt, habe der Kulturfunktionär Hans Holm ihm einmal einen führenden Posten beim Aufbau des Buchhandels und Verlagswesen der DDR angeboten. Natürlich unter der Voraussetzung, dass er mit seiner Familie in die DDR zieht. Aber mit den bürokratischen und dogmatischen Verhaltensweisen und der Geheimniskrämerei der DDR-Kulturfunktionäre habe der „hochkarätige Zensurbrecher" aus der Schweiz immer seine Schwierigkeiten gehabt. O-Ton Theo: „Ich bin ein Mann, der davon lebt, dass er Dinge weiter erzählt." Bei aller Loyalität der DDR gegenüber habe er es nie bereut, Schweizer Bürger geblieben zu sein. In dem grauen DDR-Alltag sei Theo mit seinem wehenden Haarschopf und seiner quirligen und spontanen Kommunikationsweise immer eine exotische Erscheinung geblieben.

Auch über den Leiter des Instituts für Marxismus-Leninismus, Bruno Kaiser, den er im Schweizer Exil in Liestal kennengelernt hatte, habe Theo eine privilegierte Stellung im Buchwesen der DDR genossen. Theo war lange Zeit der einzige westliche Ausländer, der in der Doublettenabteilung der Deutschen Bücherei nach freier Wahl Bücher aussuchen konnte, um sie für sich und sein Geschäft zu nutzen. Allen Ausfuhrbestimmungen zum Trotz gelang es ihm mit einem Bluff auch immer wieder, diese Bücher über die Grenzen hinweg zollfrei in die Schweiz zu bringen. Wenn der DDR-Zoll daran Anstoss nahm, berief sich Theo auf einen imaginären Brief von oberster Stelle, der an allen Grenz-

übergängen hinterlegt worden sei. Wenn dieser Brief nicht auffindbar war, liess er besonders hartnäckig auf ihre Pflicht pochenden Grenzbeamte bei Bruno kaiser im Institut für Marxismus-Leninismus anrufen. Dieser habe ihm in heiklen Situationen mehr als einmal aus der Patsche geholfen.

In Wahrheit war es ein Geschäft auf Gegenseitigkeit. Denn über das aufgelaufene Guthaben konnte die Deutsche Bücherei in Leipzig ihrerseits ohne Devisen bei Pinkus in der Schweiz die begehrten Bücher der Westverlage erwerben.

Mit seinen Ideen und seinem Wissen, aber auch mit seiner Begeisterungsfähigkeit nahm Theo Pinkus häufig auch auf die Buchausstellungen Einfluss, die die Deutsche Bücherei jedes Jahr zur Zeit der Messe veranstaltete. Die letzte grosse Ausstellung im Jahre 1983 thematisierte den 50. Jahrestag der Bücherverbrennung. Theo habe sich besonders dafür eingesetzt, in einer Vitrine auch der verbotenen Wissenschaftler zu gedenken. Diese Idee inspirierte Schottländer zu einem grösseren Forschungsprojekt über verfolgte Berliner Wissenschaftler. Das Manuskript (erschienen schliesslich 1988 im Westberliner Hentrich Verlag) wanderte in hektographierter Form von Hand zu Hand, doch er hielt es zu DDR-Zeiten keine Druckerlaubnis. Angeblich, weil die Namensliste zu viele Zionisten enthielt!

In nachhaltiger Erinnerung ist Hans Stern auch das anscheinend unerschöpfliche Repertoire junger Leute, die Theo aus der Schweiz zur Buchmesse mit nach Leipzig brachte. Stern ordnete sie alle der „Jungen Sektion der PdA" zu. Wegen Unterstützung dieser 68er-Generation sei Theo damals um ein Haar aus der Partei der Arbeit ausgeschlossen worden. Auch unter SED-Funktionären seien seine unkonventionellen Artikel im „Zeitdienst" mit Skepsis und Misstrauen aufgenommen worden.

Das letzte Mal sah Hans Stern Theo 1989, als dieser ihm über die Masereel-Ausgabe im Verlag 2001 berichtete.

Natürlich kam neben den persönlichen Erinnerungen auch die Gesamtbreite des politischen und kulturellen Wirkens von Theo zur Würdigung. Die Rede war von der Genossenschaft in der Froschaugasse, der Studienbibliothek und vom Ferien- und Bildungszentrum Salecina, aber auch von den früheren Aktivitäten ihm Rahmen der Naturfreunde.

Von der langen Liste der Filme, die Theo angeregt und beraten hatte, fand der jüngste Film von Werner Schweizer über Noel Field besonderes Interesse beim Publikum. Mit Charles Bamberger kam Hans Stern überein, die Videokopie demnächst im Jüdischen Kulturverein zu zeigen.

Besondere Erwähnung verdient auch noch der Redebeitrag eines älteren Besuchers namens Horst Heinz Meyer. Er erinnerte an Theos Bedeutung als Journalist und Herausgeber des „Zeitdienstes". Er selbst stellte sich als Mitarbeiter des Vaters Felix Pinkus auf dem 6. Zionistenkongress in der Schweiz vor und würdigte dessen wissenschaftliche Leistung mit seiner Promotion über die „Moderne Judenfrage" an der Universität in Breslau. Auch Theos Schwester Miriam habe er gut gekannt.

Unter so vielen Bücherfreunden blieb die Frage nicht aus, wie Theo auf das traurige Schicksal der DDR-Bücher, die nach der Wende auf der Schutthalde gelandet sind, reagiert hätte. Ein Besucher erinnerte an die Initiative von Gisela Karau und ihrem Mann, die die ausrangierten DDR-Bücher in einer „Theo-Pinkus-Gedächtnisbibliothek" zusammentragen wollten.

Gisela Wenzel

Adieu Heinz!

Heinz Lorenz, dieser Buchbessene, dieser findige und listige Archivkobold, dieser Spurensucher und Spurenhinterlasser, dieser von der Bibliomanie infizierte, dieser Sozialist, isxt von uns gegangen. Bei seinem letzten Besuch in der Studienbibliothek war er bereits von der Krankheit gezeichnet. Heinz'sche Wortfetzen aus unserem Gespräch tauchen auf und erhalten nachträglich ein anderes Gewicht: «Einfach weitermachen... ...nicht lockerlassen ...... es immer wieder versuchen...»

Geboren wurde Heinz Lorenz 1932 in Erdmannsdorf im Erzgebirge. Der Vater arbeitete als Gasarbeiter, die Mutter war Textilarbeiterin. Eigentlich wollte Heinz Landwirtschaft studieren und begann 1951 eine entsprechende Ausbildung, die er aber aus gesundheitlichen Gründen wieder abbrechen musste. Er sattelte um und ging ins Bibliothekswesen. Zuerst als Bibliothekstechniker, dann als studierter wissenschaftlicher Bibliothekar. Seit frühester Jugend liebte er Bücher und dank seinem Beruf konnte er persönliches Interesse mit dem Erwerbsleben verbinden: Er wurde Büchersammler. Linke Buchgemeinschaften, vor allem die «Universum-Bücherei für Alle» hatten es ihm angetan.

Seine Lebensmaxime, sein umfangreiches Wissen auf diesem Gebiet nicht für sich zu behalten, Bücher nicht nur zu besitzen, sondern wie gute Freunde zu behandeln und mit ihnen zu leben und zu arbeiten, drückt sich in seinen zahlreichen Publikationen in der Mitgliederzeitschrift «Marginalien» der Pirckheimer-Gesellschaft aus. Der Höhepunkt auf diesem Gebiet war sein 1996 erschienenes Buch «Die Universum-Bücherei 1926-1939: Geschichte und Bibliographie einer proletarischen Buchgemeinschaft».*

Heinz glaubte ein Leben lang daran, dass eine bessere und gerechtere Welt nicht nur ein Wunsch und eine Möglichkeit sein kann, sondern zu einer Realität werden muss. «Unsere Zeit ist schon schön, aber man muss sie wollen. Man muss sie wollen und etwas dafür tun. Wir müssen sie wollen», sagte er. Man muss kein Silbenklauber sein, um die Doppeldeutigkeit der Worte zu erfassen. Unsere Zeit aber ist ohne Heinz ein Stück leerer geworden. Seine Arbeit geht dank seiner Frau Helga weiter. Sie setzt fort, was Heinz nicht mehr beenden konnte, nämlich Recherchen zum Eugen Prager Verlag. Adieu Heinz und Dir Helga: Kraft, Mut, Hoffnung und Zuversicht!

Peter Brunner

**Antiquariat u. Verlag Elvira Tasbach, Berlin*

Impressum
Hrsg. Stiftung Studienbibliothek zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Bulletin der Mitglieder des Fördervereins. Erscheint 4x jährlich

Quellenstrasse 25
Postfach 3312
8031 Zürich
Telefon 01 271 80 22
Fax 01 273 03 02

Redaktion:
Brigitte Walz-Richter
Manfred Vischer
Gestaltung:
Rolf Schmid

Druck:
Offsetdruckerei AG
Förrlibuckstrasse 66
8037 Zürich

Auflage: 2000 Ex.

Hinweis: Die Bibliothek ist Mo nur auf tel. Anfrage und Do bis 19.30 Uhr geöffnet.



AZB 8031 Zürich
PP/Journal CH 8031 Zürich

Retouren: Studienbibliothek, Postfach 3312, CH 8031 Zürich

Studienreise '97
10. Feb. –2. März
Frauen in Vietnam

Informationen bei:
Vereinigung Schweiz-Vietnam
Postfach 8164, 8036 Zürich
Telefon 01 462 20 03